

Schweiz

«Eltern machen enorm Druck auf das Schulsystem»

Der Präsident der Erziehungsdirektoren-Konferenz und Walliser Bildungsdirektor Christophe Darbellay über Fremdsprachen-Unterricht, Handys im Klassenzimmer und übereifrige Eltern, die für viele Lehrpersonen zunehmend zum Problem werden.

Claudia Blumer

«Wir haben früher viel auswendig gelernt. Es ist immer noch nötig, es hilft»: Christophe Darbellay (Mitte, VS), oberster Bildungsdirektor der Schweiz.

Landesweit erreichen Schüler die Ziele in Fremdsprachen nur zu 50 Prozent. Zweisprachige Kantone schneiden bei den Sprachkompetenzen deutlich besser ab. Mädchen zeigen in allen untersuchten Bereichen bessere Leistungen als Knaben. Bildungsdirektor Darbellay empfiehlt mehr Diktate für bessere Rechtschreibung im Unterricht.

Zahlen zeigen erstmals, wie gut die Schülerinnen und Schüler am Ende der Volksschule in der Schweiz in den Sprachfächern sind – und wie die Kantone betreffend Bildungsziele harmonieren. Die Resultate sind teilweise ernüchternd: Deutschschweizer Schülerinnen und Schüler erreichen die Französischziele nur zu gut 50 Prozent, und die Deutschkenntnisse der Tessiner und Westschweizer Schüler sind auf demselben Niveau.

Der Walliser Bildungsdirektor Christophe Darbellay (Mitte), seit diesem Jahr Präsident der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektorinnen und -direktoren (EDK), präsentierte am Donnerstag die Resultate der Untersuchung.

Herr Darbellay, wer die Volksschule verlässt, erreicht die Ziele in den Landes-Fremdsprachen nur zur Hälfte. Warum?

Ich stelle fest, dass die zweisprachigen Kantone besser sind: Freiburg, Bern, Wallis. Dort ist die Kultur anders, die Identifikation mit der zweiten Landessprache ist besser, der Zugang ist konkreter. In Freiburg weiss man, dass ein Teil der Bevölkerung Deutsch spricht. Im Wallis haben wir weniger Kontakt mit der anderen Sprachregion, aber uns Wallisern ist bewusst: Wenn ich weiterkommen, Karriere machen will, dann brauche ich die zweite Landessprache.

Wie schafft man diesen Bezug zur zweiten Landessprache in Genf und St. Gallen?

Mit mehr Motivation, vielleicht auch seitens der Lehrerschaft, mehr Austausch, gegenseitigen Klassenbesuchen. Die zweite Landessprache darf keine tote Sprache sein wie Latein. Es ist eine Sprache, die lebt.

Als Sie vorhin die Resultate vor den Medien präsentierten, forderten Sie die Lehrer auf, Rechtschreibbefehle auch dann zu korrigieren, wenn sich der Unterricht nicht um Sprache dreht.

Im Französisch haben wir teilweise unbefriedigende Resultate in der Orthografie, hier geht es um Französisch als Schulsprache, nicht Fremdsprache. Das müssen wir verbessern.

Sie sagten: «Französisch ist der Horror ...»

Und das sage ich, obwohl es meine Muttersprache ist. Französisch ist eine sehr anspruchsvolle Sprache, Phonetik und Schriftlichkeit gehen auseinander, sie ist unregelmässig. Ich mache weniger Fehler, wenn ich Deutsch schreibe, obwohl ich die Sprache erst in der Schule gelernt habe. Deshalb sage ich: Fehler immer korrigieren, auch in der Geschichte und im Mathe-Unterricht. Und auch wenn es altmodisch anmutet: Das Diktat ist nach wie vor ein zentrales Instrument für das Erlernen der Rechtschreibung. Mit oder ohne Vorbereitung. Das gemeinsame Korrigieren und Erklären hilft. Wir hatten früher viel mehr Diktate, wöchentlich.

«Französisch ist der Horror – das sage ich, obwohl es meine Muttersprache ist.»

Der Bericht, den Sie heute vorstellen, wird Forderungen wecken, Frühfranzösisch zu reduzieren oder ganz zu streichen.

Die Erziehungsdirektorenkonferenz wird nun eine Position dazu erarbeiten, hier gehen die Meinungen in den Kantonen auseinander. Westschweizer Kantone wollen an dem frühen Erlernen der zweiten Landessprache festhalten. In der Ost- und der Innerschweiz mag es teilweise anders aussehen. Es gibt Stimmen, die fordern, dass man vermehrt auf Englisch setzt und die zweite Landessprache erst ab Sekundarstufe unterrichtet. Ich bin dagegen. Die zweite Landessprache wird nicht einfacher, wenn man sie erst in der Sekundarschule lernt. Ich hatte Englisch erstmals im Gymnasium, das war viel zu spät.

Können sich Schülerinnen und Schüler heute weniger konzentrieren? Erste Kantone erlassen ein Handyverbot.

Über das Handy als Einflusskriterium sagt der aktuelle Bericht nichts aus, es fehlt also die wissenschaftliche Evidenz. Meine persönliche Meinung: Das Handy ist viel zu präsent, im Alltag und in der Schule. Ich habe vollstes Verständnis für ein Verbot auf dem Schulareal. Die Schüler sollen das Handy deponieren, sobald sie die Schule betreten. Das Gerät zur pädagogisch sinnvollen Nutzung im Unterricht befürworte ich jedoch. Es gibt übrigens Studien, die empfehlen eine vollständige Bildschirmabstinentz bis zum sechsten Geburtstag. Das Hirn ist inaktiv beim Handygebrauch, ganz anders als beim Spielen und Nachahmen. Dessen muss man sich bewusst sein.

In den Landes-Fremdsprachen gibt es für die Schweizer Schülerinnen und Schüler ein «Ungenügend»: EDK-Präsident Christophe Darbellay bei der Präsentation des Berichts am Donnerstag vor den Medien in Bern. Links: Susanne Hardmeier, EDK-Generalsekretärin, rechts: Armin Hartmann, Luzerner Bildungsdirektor und EDK-Vizepräsident.

Im Kanton Zürich führt das Langzeitgymnasium immer wieder zu Diskussionen. Die frühe Selektion ist ein Einfallstor für überambitionierte Eltern, die ihre Kinder pushen.

Hier sind Kantone ganz unterschiedlich organisiert. Wir haben im Wallis eine spätere Selektion. Nach meiner Erfahrung bewährt

sich das, weil Schülerinnen und Schüler oft etwas mehr Zeit brauchen, um ihre Stärken zu entwickeln. Das andere Thema sind die Eltern: Ja, sie pushen. Sie machen enorm Druck auf das System.

Aber ich verliere es manchmal auch ein wenig. Deutsch ist mir geläufiger. Es kommt auch vor, dass ich auf Deutsch träume.

Inwiefern machen Eltern Druck?

Wenn ich mit Lehrpersonen spreche, stelle ich fest, dass Elternkontakte ihnen am meisten Mühe machen. In manchen Fällen werden persönliche Grenzen überschritten. Die Eltern drohen mit dem Gang zu den Medien und mit dem Anwalt, wenn etwas nicht so läuft, wie sie es wollen. Das schwächt die Autorität der Schulen, der Lehrpersonen und das Vertrauen in die Institution. Wir müssen sie stärken, sie sind wichtiger denn je. Ansonsten macht man die Schule kaputt, die Leidtragenden dieser Entwicklung sind die Kinder.

«Mädchen strengen sich mehr an, dadurch sind die Resultate besser»

Sie sind selber mehrfacher Vater. Pushen Sie Ihre Kinder, oder lassen Sie sie machen?

Ich bin ein Vater, der die Kinder motiviert und pusht. Mein ältester Sohn hat jetzt das erste Lehrjahr hinter sich, die zweitälteste Tochter ist mit der Primarschule fertig. Sie ist eine sehr engagierte, tolle Schülerin. Die Jungen sind weniger engagiert. Der neue Bericht zeigt, dass die Mädchen die Grundkompetenzen in allen Bereichen häufiger erreichen als die Jungen.

Im Bericht schneiden die Mädchen besser ab – Sie sagten, das habe sie nicht überrascht.

Als ich zur Schule ging, haben meine Mitschülerinnen mir jeweils mit ihren Zusammenfassungen die Grundlagen geliefert. Mädchen sind fleissiger und reifer, das war schon immer meine Beobachtung. Sie strengen sich mehr an, und als Folge sind die Resultate besser. Das ist keine Frage des IQ, sondern des Engagements.

Sie plädieren für eine Wiederbelebung des Diktats. Zurück zu traditionellem Unterricht?

Wenn ich in die Schulklassen gehe und das vergleiche mit dem, was wir früher gemacht haben, sehe ich: Der Unterricht ist viel interessanter, viel kreativer. Und die Kinder sind viel selbstsicherer und können sich besser ausdrücken. Vieles ist besser. Teamarbeit, Soft Skills, Kommunikation, Kreativität. Aber: Es gibt Aspekte, die man nicht unterschätzen darf: Das Einmaleins muss einfach sitzen, unbedingt. Für die Orthografie gilt dasselbe. Wir sind in der Ära von Social Media, von Short Messages. Trotzdem muss man gewisse Sachen, die sich über die Zeit bewährt haben, nach wie vor pflegen und wieder in den Vordergrund stellen. Wir haben damals viel mehr auswendig gelernt – das ist aber heute immer noch nötig, das hilft.

In welcher Sprache träumen Sie?

Französisch. Aber wenn Sie mich fragen, wie ich das Interview führen will, sage ich: Französisch, Deutsch oder Schweizerdeutsch – das spielt mir keine Rolle. Im Französischen bin ich zu Hause, hier habe ich den grössten kulturellen Fundus.